
Rudolf Augstein **Schreiben, was ist**

Kommentare, Gespräche, Vorträge

Herausgegeben von
Jochen Bölsche

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart / München

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© 2003 Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/München
und SPIEGEL-Buchverlag, Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Gestaltung und Satz: Brigitte Müller, Stuttgart
Druck und Bindearbeiten: GGP-Media, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 3-421-05747-8

Inhalt

9 **Vorwort**

Tot und doch lebendig
Von Stefan Aust

14 **Essay**

Gelebte Geschichte
Von Jürgen Leinemann

Kommentare, Gespräche, Vorträge

1946–1949

- 27 So wurden wir angefangen
Die Gründung des SPIEGEL im Winter 1946/47
- 29 Genug des mystischen Orakels
Das Augstein-Blatt verreit ein Augstein-Drama
- 32 Wenn der Russe kommt ...
Begegnungen mit Konrad Adenauer
- 35 Von klein auf ein Blumenfreund
Der erste SPIEGEL-Titel über Adenauer
- 37 Soll man die Deutschen bewaffnen?
Gedanken über eine neue Armee
- 39 „Ich schlage Sie tot“
Briefwechsel mit Gustaf Gründgens

1950–1959

- 41 Eine Lebensfrage für die Demokratie
Die erste vom SPIEGEL enthüllte Affäre
- 43 Einheit vor Westbindung
Plädoyer für die Wiedervereinigung
- 45 Von keiner Partei beeinflusst
Eine Sparmaßnahme des Verlages
- 46 Nehmt Berlin, wie es sein wird
Der SPIEGEL zieht nach Hamburg
- 47 „Ich habe den Mann bewundert“
Über den SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher
- 49 Unsere Wege trennten sich
Adenauer, Schumacher und der SPIEGEL
- 51 Ein Lebewohl den Brüdern im Osten
Jens Daniel kämpft für die Einheit

-
- 64 Der Mann mit dem Menjou-Bärtchen
Adenauer lässt den SPIEGEL beschlagnahmen
- 66 Das Wichtige und das Interessante
Eine Rede vor dem Düsseldorfer Rhein-Ruhr-Klub
- 80 Das Gesicht der Epoche
Rückblick auf zehn SPIEGEL-Jahrgänge
- 83 Dann holts euch doch einen Zuhälter!
Der erste Konflikt mit Franz Josef Strauß

1960–1969

- 85 Es hätte auch anders kommen können
Die SPIEGEL-Affäre und ihre Folgen
- 88 Es war ein Kampf
Erinnerungen an das Jahr 1962
- 92 „Wir haben einen Abgrund von Landesverrat“
Die Bundestagsdebatte zur SPIEGEL-Affäre
- 95 Ich bat um die Luther-Bibel
Über hundert Tage in Untersuchungshaft
- 98 Rückblick in den Abgrund
Ein Gespräch über die SPIEGEL-Affäre
- 105 Informieren heißt verändern
Der Einfluss des SPIEGEL auf die Politik
- 106 Die Republik unterm Beil
Ossietzky und die Weimarer Republik
- 115 Die SPD, die eine CDU sein wollte
Die Unfähigkeit der Opposition
- 124 „Für Völkermord gibt es keine Verjährung“
Gespräch mit Karl Jaspers über NS-Verbrechen
- 152 „Nur noch ein Gott kann uns retten“
Gespräch mit Martin Heidegger
- 162 „Wie sich die Welt dreht“
Letzte Begegnung mit Konrad Adenauer
- 165 Einfluss auf die Geister
Vorbilder und Erfolge des SPIEGEL
- 168 Das Ende aller Sicherheit?
Gegen Bonns Notstandsgesetze
- 171 Revolution ist keine Spielerei
Diskussion mit Rudi Dutschke
- 172 Verurteilt, ja gebrandmarkt
Kritik am Vietnam-Krieg
- 175 Fünfzig Prozent am Unternehmen
Ein Geschenk an die Belegschaft

1970–1979

- 177 Auf den Trümmern ein Fanal
Kontroverse um Mitbestimmungsforderungen
- 180 Loyalität und Interesse
Ein kurzer Ausflug in die Politik
- 182 Wort an einen Freund
Warum Wehner zurücktreten sollte
- 184 Man trägt wieder Pferd
Vom schwierigen Umgang mit Wagners „Ring“
- 186 Teilhabe am Verrat? – No, Sir!
Disput mit Gerd Bucerius über einen Abhörskandal

1980–1989

- 189 Strauß ist kein Hitler
Ein Kommentar zur Bundestagswahl 1980
- 191 Mit Lachen die Wahrheit sagen
Antworten auf Fragen der „FAZ“
- 194 Ein Nietzsche für Grüne?
Zur Philosophie vom Übermenschen
- 196 Absage an den Personenkult
Begegnung mit KP-Generalsekretär Jurij Andropow
- 198 Die Zustände sind unnatürlich
Der Traum von der Einheit
- 209 Der Fall der weißen Westen
Flick und die „gekaufte Republik“
- 214 Die neue Auschwitz-Lüge
Gespensische Debatte um den Judenmord
- 221 Was hat der SPIEGEL mit Barschel gemacht?
Vom Wert des investigativen Journalismus
- 226 Mein Ehrenwort, ich freue mich
40 Jahre SPIEGEL – und ein Abschied
- 227 Meine Antwort: ein klares Ja
Gorbatschow und die „deutsche Karte“
- 241 Geschichtsmächtig, geschichtsträchtig
Gespräch mit Alexander Solschenizyn
- 243 Es wäre ein Alptraum gewesen
Zum Tod von Franz Josef Strauß
- 245 Politiker sollten ihre Worte wägen
Gespräch mit Michail Gorbatschow
- 248 Meinungen, ein wenig verschieden
Antwort auf Erich Böhme

1990–1999

- 253 Der Zug ist abgefahren
TV-Streitgespräch mit Günter Grass
- 260 Rote Kleider, weiße Falten
Auch ein Hannoveraner: der Dichter Kurt Schwitters
- 263 ... oder es wird gemacht, was ich will
Blick zurück auf die Entwicklung des SPIEGEL
- 269 Wen provoziere ich denn?
Ein Gespräch mit Jungredakteuren
- 277 Morgen früh kann ich tot sein
Ein „Zeit“-Gespräch zum 70. Geburtstag
- 292 Warum man deutsch ist
Dialog mit Roger de Weck
- 298 Oft war ich mehr Galionsfigur
Ehrenbürger der Stadt Hamburg
- 302 Mitunter zwischen den Stühlen
Die Aufgaben der vierten Gewalt
- 303 Ich gehöre in das Guinness-Buch
Rede zum 50-jährigen SPIEGEL-Bestehen
- 306 Egidius, hilf Kohl
Was die Fußball-WM mit dem Kanzler gemein hat
- 309 Erinnerung kann man nicht befehlen
Gespräch mit Martin Walser
- 326 Ich hab das meiste gesehen
Interview zum 75. Geburtstag

2000–2002

- 331 Rache statt Gerechtigkeit
Washington verletzt die Menschenrechte
- 334 Die Präventiv-Kriegstreiber
Der letzte Kommentar
- 337 **Chronik**
Journalist des Jahrhunderts
Stationen im Leben Rudolf Augsteins
- 345 **Nachwort**
Schreiben, was ist
Von Jochen Bölsche
- 348 Quellen

Tot und doch lebendig

Von Stefan Aust

„Der hier liegt, starb zu früh“, das sollte auf seinem Grabstein stehen. Oder: „Er hat seine Pflicht und Schuldigkeit getan.“ Aber: „Von mir aus bedarf es überhaupt keines Steines. Mir würde genügen, wenn einige Leute den Gedanken hegten, der SPIEGEL sei diesem Lande mehr nützlich als schädlich gewesen und sei es noch.“

Jetzt ist er tot. Rudolf Augstein starb am Morgen des 7. November. Zwei Tage zuvor, am 5., war er 79 geworden. „Remember, remember the 5th of November“, das hatte er immer wieder gesagt, zum Guy-Fawkes-Day. Im Jahre 1605 wollte dieser englische Katholik mit 36 Fass Schießpulver das House of Lords in die Luft sprengen. Der Plan flog auf, und Guy Fawkes sowie sieben weitere Verschwörer wurden hingerichtet.

So weit wollte die Staatsmacht im Fall Rudolf Augstein denn doch nicht gehen. Aber immerhin 103 Tage Gefängnis hatten im Oktober 1962 die vorübergehend kurzgeschlossene zweite und dritte Gewalt des Adenauer-Staates zu bieten. Genau 40 Jahre ist das her – und die SPIEGEL-Affäre ging ein in die Geschichte der Bundesrepublik.

Rudolf Augstein wurde zum Symbol für journalistischen Widerstand gegen die aus dem demokratischen Ruder laufende Staatsmacht. Er wurde ein Held wider Willen. Als er mit der Carl-von-Ossietzky-Medaille geehrt werden sollte, lehnte er das ab: „Mir schien ein Missverständnis vorzuliegen. Nur weil auch ich, wie Ossietzky, wegen unterstellten Landesverrats im Gefängnis gesessen hatte, durfte ich mich doch nicht diesem von den Nazis im KZ auf den Tod misshandelten Friedensnobelpreisträger des Jahres 1935 an die Seite stellen.“

Die Presse als vierte Gewalt? Gern erzählte Augstein die Geschichte vom ungarischen Schuster, der einst in einem kleinen Dorf sein Einmonatsblättchen redigierte und glücklich vor sich hin murmelte: „Was wird der Zar sich am Montag ärgern!“

Und doch freute er sich jeden Samstag nach Druck des SPIEGEL darauf, „wo der Torpedo am Montag einschlagen würde“.

Rudolf Augstein wollte Öffentlichkeit herstellen, nicht mehr, aber auch nicht weniger: „Ich gebe mich der Hoffnung hin, wir hätten dazu mehr beigetragen als viele andere.“ „Sturmgeschütz der Demokratie“ hatte er in jungen Jahren den SPIEGEL genannt. Das Zitat aber, das seither dem Nachrichten-Magazin als Etikett anhängt, war durchaus ironisch gemeint und lautet in der Fassung von 1963: „In der Ära Adenauer waren wir das Sturmgeschütz der Demokratie, mit verengten Sehschlitzen. Im ärgsten Kampfgetümmel, wo man uns manche Hafthohlladung appliziert hatte, erreichten wir nicht entfernt die Wirkung wie in dem Moment, da man uns wie mit einem Netz auf den Trockenboden schleppte und die Armierung zu demontieren gedachte.“

Und später, als 70-Jähriger, fügte er hinzu: „Sturmgeschütze sind nur in Zeiten angebracht, wo es etwas zu stürmen gibt.“ Auf das erstaunte „Wie bitte?“ junger SPIEGEL-Redakteure antwortete er: „Das Land ist im Kern gesund“, um gleich danach die Position zu wechseln: „Wenn ich sage, Deutschland ist ein kerngesundes Land, dürfen Sie die Ironie, die mitschwingt, da das Zitat schließlich von Heine stammt, nicht außer Acht lassen.“

Das war seine Dialektik. Er ließ sich nie auf etwas festnageln, was man in den neunziger Jahren als Political Correctness zu bezeichnen begann: „Wenn ich meiner Sache sicher bin, ist mir egal, was andere Leute dazu sagen und schreiben.“

Er war unabhängig und kritisch, vor allem gegen die Regierenden aller Couleur, zuweilen auch unberechenbar, aber nie zu instrumentalisieren. Den Journalismus vor den geschäftlichen Erfolg zu setzen – der kommt dann schon von selbst – ist ihm stets wichtig gewesen. Und er wusste, dass der SPIEGEL sich verändern musste. Als 1955 ein farbiger Titel erschien, schrieb der Herausgeber einen fiktiven Leserbrief an sich selbst: „Muss jetzt auch der SPIEGEL dem illustrierten Zeitgeist Tribut zollen? Sind Sie unter die Schönfärber gegangen? Wie konnten Sie das zulassen? Sind Sie, Herr Augstein, überhaupt noch da?“

Er war da und blieb – bis zum letzten Tag. Er blieb die Seele des „Unternehmens Aufklärung“, das der SPIEGEL war und ist, und er war keiner, der das Magazin als politisches Kampfinstrument begriff. „Der Journalist“, schrieb er, „hat nicht das Mandat, Wahlen zu gewinnen und Parteien zu promovieren. Er gerät auf die Ver-

liererstraße, wenn er versucht, Kanzler und Minister zu machen, Große oder Kleine Koalitionen zu begünstigen, kurz, wenn er der Versuchung erliegt, Politik treiben zu wollen. Unternimmt er es dagegen, Erkenntnissen zum Durchbruch zu verhelfen und zu sagen, was ist, dann ist er mächtig.“ Das war keine falsche Bescheidenheit, sondern Einsicht in die wirkliche Wirksamkeit der Presse: „Richtig informieren heißt auch schon verändern.“ Und: „Wenn Einfluss auf die Geister Macht ist, dann hat der Journalist auch Macht.“ Die aber hielt er für „ziemlich begrenzt“.

Er selbst fühlte sich als Gefangener seines Systems, „das mich zwingt, das Handwerk über die Politik und über die Meinung zu stellen“. Wobei er schon 1953, als er vor Sensationsjournalismus und einer Auflage um jeden Preis warnte, die Gefahr sah, dass der SPIEGEL „das Wichtige zu Gunsten des Interessanten vernachlässigt. Dass er nicht die Wirklichkeiten, sondern die Raritäten der Wirklichkeit spiegelt“.

Natürlich sollte das Heft – wie es Rudolf Augstein 1993 noch einmal ausdrücklich festhielt – auch ein bisschen L’art pour l’art vermitteln und den Käufern Spaß machen: „Wir müssen den Lesern gute Geschichten liefern. Lesbar und informativ müssen sie sein, und vergnüglich dürfen sie auch sein.“

Als eine der vornehmsten Aufgaben empfand er, den tierischen Ernst und die politische Wichtigtuerei bloßzulegen. „Dass die Journalisten dabei ihr Tun nicht überschätzen und ein brauchbares Maß an Selbstironie nicht unterschätzen sollten, versteht sich von selbst.“

Aber er hatte auch durchaus Spaß daran, andere zu ärgern. Wenn es Tatsachen und Text erlaubten, kannte er keine Kameraden, keine alten und keine neuen. Dann hatte er zum Beispiel diebische Freude am Kompletterriss des großen G. G. durch den nicht minder großen M. R. -R. Auf dem weiten Feld seiner Jagdleidenschaft lagen viele Opfer – Feinde und Freunde. „In der Politik“, erkannte er, „sind es oft die schlimmsten Feinde, die sich duzen. Ich habe mich mit vielen Politikern geduzt, doch als Journalist habe ich wenig Rücksicht darauf genommen. Ein Journalist kann keine permanenten Freundschaften haben.“

Am Ende sind sie doch alle wiedergekommen. Franz Josef Strauß, der Augstein ins Gefängnis brachte, darüber als Minister stürzte und dennoch zurück an die Macht gelangte. Seine Memoiren musste

posthum natürlich der SPIEGEL drucken. Da war Augstein Profi – und immerhin hatte er ja ein gut Teil der politischen und wirtschaftlichen Karriere des Blattes dem durchgeknallten Verfolgungseifer seines Lieblingsfeindes zu verdanken. Und mit Konrad Adenauer, der ihn in den frühen Jahren der Bonner Republik mehrmals als Unglück für Volk und Vaterland gegeißelt hatte, rauchte er noch kurz vor dessen Tod 1967 während eines langen Dialogs „die Friedenspfeife“.

Leistungen erkannte er an – wie im Falle Helmut Kohls, der ihm ansonsten eher Fremdgefühle einflößte. Obschon der SPIEGEL den jahrelang und vergeblich aus dem Amt zu schreiben versucht hatte, belobigte ihn Augstein zur gelungenen Wiedervereinigung – und nicht nur zur Freude seiner damaligen Redaktion – mit einem herzhaften „Glückwunsch, Kanzler!“ Um ihn gleich darauf wieder heftig zu kritisieren. Je nach Lage eben.

Von ihm hart attackierte Politiker bekamen immer wieder eine Chance zur Besserung – bis er sie erneut scharf ins Visier nahm. Er war ein unabhängiger Geist, der nie erwartete, dass der SPIEGEL ihm immer folgte, dass das Blatt immer auf seiner Linie lag: „Rein rechtlich bestimmt der Herausgeber die geistige Richtung des Blattes. Dies war natürlich immer Makulatur. Ich bin doch keine Verhinderungsmaschine. Aber der Herausgeber muss sich nicht allem anpassen, was in dem Blatt, das er herausgibt, gedruckt wird. Ich schreibe, was ich denke, weil das die einzige Richtlinienkompetenz ist, die mir verblieben ist. Und nach der muss sich niemand richten.“

Ob dies tatsächlich seine ganze Macht sei, erkundigten sich irritiert einige seiner Jungredakteure, und Augstein bekräftigte: „Alle diese Hebel, die man theoretisch hat, nutzen sich so schnell ab. Wenn ich meine Befugnisse ausschöpfen würde, das wäre verheerend.“

Rudolf Augstein hat von seiner Richtlinienkompetenz sparsam Gebrauch gemacht, zumindest in den letzten Jahren. Er hat sein publizistisches Kind laufen lassen, es wohlwollend und kritisch begleitet. Er wollte, hat er gesagt, kein Denkmal sein, aber wohl gewusst, dass er das sowieso ist.

Die Frage, ob er sich für unentbehrlich halte, beschied er auf die für ihn typische Weise: „Unentbehrlich ist niemand. Aber es ist ein Unterschied, ob ich tot bin oder als Lebender nichts für den Laden tue.“

Er hat durchgehalten, bis zum letzten Atemzug. Einer, dessen Lebensaufgabe identisch war mit seiner Person. Rudolf Augstein war der SPIEGEL, der SPIEGEL war Rudolf Augstein – und so bleibt es.

„Wird es nach Ihnen noch einen Herausgeber geben?“, fragten ihn Mitarbeiter, als er 70 wurde, und er antwortete: „Das ist nicht zwingend für die Zukunft.“

Nein, es ist nicht zwingend. Denn Rudolf Augstein wird bleiben, solange es den SPIEGEL gibt.

Nach ihm kann und wird es keinen Herausgeber geben, der diesen Titel verdient. Die Schuhe sind zu groß. Sie sich anzuziehen wäre eine Anmaßung. So wird der Gründer und Herausgeber des SPIEGEL, Rudolf Augstein, auch weiterhin die Richtlinien vorgeben. Tot und doch lebendig.

Gelebte Geschichte

Von Jürgen Leinemann

Rudolf Augstein liebte große Gegner. Fast zwei Jahrzehnte lang hatte er Konrad Adenauer, den ersten Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, als heuchlerischen Autokraten bekämpft, bis der ihn für 103 Tage ins Gefängnis werfen ließ.

Doch nach der SPIEGEL-Affäre 1962, die Augstein zum Symbol einer freiheitlicheren westdeutschen Nachkriegsdemokratie machte, suchte er mit einer „gewissen Rührung“, wie er dem Alten versicherte, den inzwischen zurückgetretenen 90-jährigen Adenauer zum Versöhnungsgespräch auf. „Er war ein ganz großer Häuptling“, schrieb er nach dessen Tod.

Nun ist Rudolf Augstein selber tot. Ein ganz Großer war er auch.

Ein Zufall ist es wohl nicht, dass SPIEGEL-Gründer Augstein, den zeitlebens die Macht faszinierte – ihre Träume und ihre Verheerungen, ihr Wahn und ihre Erfolge –, sich leidenschaftlich bis zur Besessenheit den Glanz- und Horrorfiguren des 19. Jahrhunderts zuwandte. Konrad Adenauer gehörte dazu, vor allem aber Bismarck und, natürlich, als permanentes selbstquälerisches deutsches Schreckensthema, Adolf Hitler.

Joachim Fest, selbst Hitler-Biograf und bis zum eigenen Überdruß beschäftigt mit der bohrenden, immer wieder neuen schriftstellerischen Verarbeitung der Nazi-Zeit, hat die Tatsache, dass Rudolf Augstein sich mit Vorliebe diesen großen Stoffen widmete, stets als Indiz dafür betrachtet, dass er durch Prägung und Lebensgefühl der Vergangenheit und ihrem Personal womöglich etwas näher stand, als er es selber wahrhaben wollte. Tatsächlich lebte der Geschichtsschreiber Geschichte, mit Leib und Seele und von Kindheit an. So intensiv, dass der Berliner Verleger Wolf Jobst Siedler fand, Augstein hätte – wie Thomas Mann – von sich sagen können, „dass er nur von sich zu reden brauchte, um der Zeit die Zunge zu lösen“.

Das tat er, ausgiebig und ohne falsche Bescheidenheit – im SPIEGEL, in Büchern, in Interviews und Reden und in persönlichen Gesprächen. Im Nachkriegsdeutschland gab es wohl keinen politischen

Journalisten, der so beharrlich und eindringlich die Geschichte zur Bebilderung seiner aktuellen Warnungen und als Lektion für die Zukunft heranzog wie Augstein.

In den postmodernen Jahren des ausgehenden 20. Jahrhunderts, als das Ende der Geschichte postuliert wurde, setzte er damit segensreiche Gegensignale zur Ex-und-hopp-Berichterstattung vieler jüngerer Kollegen. Für ihn persönlich aber muss diese Obsession eine Schinderei gewesen sein.

Unverständlich war sie freilich nicht. Unter dem Eindruck der aufziehenden „Hitlerei“, wie Augstein später zu sagen pflegte, ist der Knabe Rudolf in Hannover groß geworden. Mit seinen Kindheits-erinnerungen an die Reaktionen seines Vaters auf den Reichstagsbrand – da war er neun Jahre alt – hat er SPIEGEL-Leser mehrfach vertraut gemacht. 1995 schrieb er in einem Essay: „Finis Germaniae“, hörte ich meinen Vater brummen, als er mich 1933 in die Aula des Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasiums zu Hannover brachte. Er deutete auf eine Friedrich-Ebert-Büste und sagte: „Die wirst du hier nicht noch einmal sehen.“

Die Detailliertheit seiner Erinnerungen und seine lakonisch-lebendige Art, sie als Anekdoten zu erzählen, hat bei manchem Zeitgenossen, seinem Freund Martin Walser etwa, Skepsis ausgelöst. War der Knabe Augstein nicht erst neun Jahre alt bei der Machtübernahme der Nazis?

Zum 70. Geburtstag aber bekam der SPIEGEL-Gründer unerwartete Schützenhilfe. Sein jüdischer Mitschüler Helmut Ostermann steuerte nach sechs Jahrzehnten aus Israel plastische Erinnerungen an die Schultage 1933 bei.

„Als Kind erlebte man alles visuell“, schrieb Ostermann, der jetzt Uri Avnery heißt, in Tel Aviv ein Nachrichten-Magazin herausgab und zehn Jahre lang als Abgeordneter in der Knesset saß. In der hannoverschen Schule habe damals, in der Sexta in den ersten Monaten des Dritten Reiches, eine Feier die andere gejagt: Schlageter-Tag, die Schlacht von Sedan, die Belagerung von Belgrad, alle garniert mit patriotischen Liedern und Reden. Am Ende stets: „Die Fahne hoch.“

„Wenn man damals neun Jahre alt war, konnte man gar nicht leben, ohne Politik zu atmen“, schrieb Avnery. Wie in seiner eigenen Familie sei gewiss auch bei den Augsteins pausenlos darüber geredet

worden. „Wir hätten auch keine Freunde sein können, wenn er sich nicht für Politik interessiert hätte.“

In der Lebenslaufforschung gilt es als gesichert, dass prägnante biografische Erfahrungen der Kindheit oft ein Muster liefern für künftige persönliche Entwicklungen. Ob als Bestätigung oder als Negation – alle späteren Eindrücke orientieren sich an der ersten Erfahrungsschicht. „Die im Laufe des Lebens gesammelten Erlebnisse summieren sich nicht einfach, sondern organisieren sich immer wieder neu in Bezug auf einen tief verankerten biografischen Ausgangspunkt“, schreibt der Soziologe Heinz Bude.

Für Rudolf Augstein waren das die Jahre des Umbruchs von der Weimarer Republik zum Dritten Reich. Adolf Hitler wurde ihm zur Verkörperung des Bösen. Alle historischen Größen vorher – von Friedrich dem Großen bis Richard Wagner – beargwöhnte Augstein als mögliche Wegbereiter. Alle später Regierenden – ob Adenauer oder Franz Josef Strauß, Kurt Georg Kiesinger oder Charles de Gaulle – überprüfte er auf direkte oder indirekte Nutznießer-Effekte.

Nun konnten Hitlers Machtübernahme, das Terrorsystem der Nazis, der Holocaust und der Zweite Weltkrieg für einen hochintelligenten und lebenshungrigen jungen Menschen gewiss Erfahrung genug sein, um sich zum „Zeitgenossen der deutschen Geschichte auszubilden“, wie es der Philosoph Bazon Brock einmal in einer Augstein-Würdigung formuliert hat.

Tatsächlich fühlte sich Augstein für immer beschämt, „zu einer Zeit gelebt zu haben, als Erwachsener, wo das passieren konnte“. Er war bereit, die Konsequenzen mitzutragen und abzutragen. Doch persönlich schuldig sah er sich „naturgemäß“ nicht.

Das „naturgemäß“ verdankte er seiner Familie, die für die historische Sonderrolle, die Sohn Rudolf später einmal spielen sollte, unverzichtbar war.

Die Augsteins waren zwar deutschnational, die Mutter gar naiv antisemitisch, wie der Sohn später bekannte, gleichwohl aber galt die Familie als verlässlich antinazistisch. Ein reicher, angesehener Großvater aus Bingen, der dem Großherzog von Hessen-Darmstadt sagen konnte: „Auf Ihren Kommerzienrat kann ich verzichten“, trug zur selbstbewussten Sicherheit des jungen Rudolf ebenfalls bei.

Dazu kam die gesellschaftliche Widerstandsfähigkeit, die sich die rheinisch-katholischen Augsteins als religiöse Minderheit im protes-

tantischen Hannover erwarben. Augstein: „Wir waren in der Diaspora. Wir waren Katholiken, keine Preußen. Wir waren politisch.“

Und schließlich bezog der kecke Sprössling Kraft aus der fast männerbündlerischen Solidarität, die ihn mit seinem Vater – einem finanziell unglücklich operierenden Foto-Fabrikanten und Geschäftsmann – gegen die weibliche Überzahl von Mutter und fünf Schwestern in der Familie zusammenschweißte. Der 15 Jahre ältere Bruder Josef war längst aus dem Haus.

Dass das Private politisch ist, musste Rudolf Augstein also nicht erst 1968 nachlernen. Die Reichsgründung von 1871, der Erste Weltkrieg, den auch Augstein für die Mutter aller Katastrophen hielt, Versailles, die Inflation, „die goldenen Weimarer Jahre“ 1928/29 – alle Dramen der jüngeren deutschen Geschichte gehörten für die Augsteins zur Familienlegende.

Historisches Bewusstsein lieferte die traditionsverbundene Verwandtschaft in Form von privaten Anekdoten. „Beispielsweise war mein Großvater ein derart ferverter Antipreuße“, hat Rudolf Augstein einmal erzählt, „dass mein Vater sich umdrehen musste, als der deutsche Kaiser durch Mainz ritt. Mein Vater durfte ihn nicht angucken, er musste in ein Geschäft von Trikotagen hineinschauen.“

So, mit Abstand und Wissen gewappnet, mogelte sich Rudolf Augstein durch die zwölf Nazi-Jahre und den Krieg, „praktisch immer Deserteur, aber nie ein ganzer“. Dass er später – nach der Inhaftierung wegen angeblichen Landesverrats während der SPIEGEL-Affäre – den Carl-von-Ossietsky-Preis ablehnte, hatte seinen Grund in der Schwejkschen Verschmitztheit, mit der sich der Gefreite Augstein vor dem Heldentum zu drücken wusste. „Ihr irrt euch“, sagte er damals. „Ossietsky war ein Märtyrer, und ich hätte alles versucht, kein Märtyrer zu sein.“

Und so, von vornazistischer Historie geprägt, knüpfte er mit heute verblüffender Selbstverständlichkeit nach 1945 nahtlos an das Vorkriegsdenken seiner bürgerlichen Herkunft an. Wiewohl sehr viel jünger als die Adenauer, Carlo Schmid und Dehlers, blieb Augstein auch im Nachkriegsdeutschland eine Weimarer Figur. Die Alten redeten im Parlament mit dem „O-Mensch“-Pathos des expressionistischen Theaters. Der Junge schrieb im SPIEGEL mit dem saloppen Sarkasmus eines Kurt Tucholsky. Als Vorbilder, „denen wir alle nacheifern“, zählte er außerdem auf: Joseph von Görres, Heinrich

Heine, Ludwig Börne, Karl Kraus, Maximilian Harden, Carl von Ossietzky, Theodor Wolff.

Neuanfang? Stunde null? Abrechnung mit den Nazis? Augstein: „Ohne Schwierigkeiten war der Übergang in die neue Welt, die neue Zeit.“

Für ihn war das Deutsche Reich von 1870/71 keineswegs mit der Kapitulation am 8. Mai 1945 zu Ende. Er glaubte an die Kontinuität, bis die Regierung Brandt Deutschlands Ostgrenzen akzeptierte und die DDR de facto anerkannte. In einem SPIEGEL-Essay schrieb der Herausgeber im Januar 1971: „Das Bismarck-Reich, erst als Realität, dann als Reise in die Vergangenheit, dann als Illusion, ist genau 100 Jahre alt geworden. Im Jahre 1970 ist es dahingeshieden.“

Im „Dornröschensjahr 1945“, da der verbrecherische Störfrieder Hitler beseitigt war, galt es Lehren zu ziehen aus dem Scheitern der ersten deutschen Republik. Nicht, dass Augstein glaubte, die Menschen würden wirklich aus der Geschichte lernen. Aber ihnen das hinzureiben, sie immer aufs Neue zu erinnern an die Fehlentscheidung der Vergangenheit, wurde seine selbstgewählte Bestimmung.

Der SPIEGEL erwies sich als treffliches Instrument. Rudolf Augstein wurde schnell zu einer unverzichtbaren publizistischen Größe in der Bundesrepublik Deutschland.

Was ihn aber zu einer historischen Figur machte, war nicht allein sein Witz, sein analytischer Verstand, sein freches Misstrauen in Machthaber aller Größenordnungen. Und es war auch nicht die Legitimation durch persönliche Erfahrungen mit drei deutschen Staatsformen, die er zur Dokumentation der Kontinuität deutscher Irrtümer heranzog.

Zur wirklichen Ausnahme-Erscheinung wurde Rudolf Augstein, weil er auch den Irrtum der Kontinuität riskierte. Er forderte noch die nationale Einheit der Deutschen, als längst schon alle Welt, vor allem seine linken Freunde und letztlich auch er selbst, die Teilung des Landes als Konsequenz des Hitler-Krieges für unaufhebbar hielten.

Dass er – im vollen Bewusstsein aller Kosten und Preise, die für die Erbschaft aus der deutschen Katastrophen-Geschichte seit Bismarck anstanden – an seiner Wiedervereinigungspolitik festhielt, selbst gegen die Mehrheit seiner eigenen Redakteure, spannte sein Leben über drei Jahrhunderte.

Augsteins Denken wurzelte im 19. Jahrhundert: „Beide bewunderten wir Bismarck“, sagt Henry Kissinger, „beide hatten wir unsere Zweifel hinsichtlich seiner politischen Hinterlassenschaft.“ Er lebte und wirkte im 20. Jahrhundert. Und als er im 21. Jahrhundert starb, kamen die amtlichen politischen Kondolenzgrüße aus jenem wieder vereinigten Berlin, in das nach seinem Wunsch der SPIEGEL schon in seinen Anfängen von Hannover aus hätte umsiedeln sollen.

1952 hatte Augstein geschrieben: „Berlin ist die Welt für ein Blatt, wie es der SPIEGEL sein will. Das fiebernde, entzweigerissene Berlin, jetzt vorderste und eingengtteste Bastion im Kalten Krieg, ist immer noch die potenzielle Quelle gegen das Provinzlerium, das sich von Bonn aus über ganz Westdeutschland ausbreitet. Nehmt Berlin nicht, wie es jetzt ist! Es hat zu schwer zu kämpfen. Nehmt Berlin, wie es sein wird, wenn wir die deutsche Hauptstadt wieder von den Rebenhügeln weg in die Streusandbüchse des Reiches verlegt haben.“

„Gesinnungsnationalismus“ würde Heiner Geißler das heute nennen. Er hat Augstein vorgeworfen, ihm wäre im Verein mit Egon Bahr (SPD) und Hermann Axen (SED) die deutsche Einheit sicher auch „etwas weniger Freiheit und ziemlich viel Sozialismus“ wert gewesen.

Der grimme CDU-Querkopf bemerkte voller Spott, dass Augstein in seinem bei den Schwarzen verhassten Hamburger Nachrichten-Magazin nach der Wiedervereinigung „nur noch hirtensbriefähnliche Kommentare zur Tätigkeit der Bundesregierung“ unter Helmut Kohl veröffentlichte, dem er sogar ein „Glückwunsch, Kanzler“ gönnte.

Mehr noch als Geißler, der Augstein schon für einen linken Patrioten hielt, als der in den Gründungsjahren der Bonner Republik mit dem nationalistischen SPD-Vorsitzenden Kurt Schumacher gegen Adenauers rigorose Westpolitik gekämpft hatte, staunten 1989 einstige Bewunderer Augsteins über dessen entschiedenes Votum zur Wiedervereinigung.

Günter Grass versuchte in einer Fernsehdiskussion im Februar 1990 fast verzweifelt, dem SPIEGEL-Herausgeber noch einmal den Gedanken einer Konföderation zweier deutscher Staaten nahe zu bringen. Augstein: „Der Zug ist abgefahren.“ Enttäuscht registrierte auch der bis dahin glühende Augstein-Verehrer Joschka Fischer 1993: „Den deutschpatriotischen Rudolf Augstein hatte ich in all den Jahrzehnten schlicht überlesen.“

Es war, als die Mauer fiel, für viele Linke in der Bundesrepublik, für die jüngeren zumal, fast ein Schock, als sie entdecken mussten, dass sie das patriotische Fundament, auf dem ihre Idole in der deutschen Nachkriegsbundesrepublik mehr Demokratie wagten, gar nicht wahrgenommen hatten – nicht bei Willy Brandt und nicht bei Rudolf Augstein. Weder der SPD-Hoffnungsträger und Brandt-„Enkel“ Oskar Lafontaine noch der SPIEGEL-Chefredakteur und Augstein-Freund Erich Böhme wollten wiedervereinigt werden. Und beide durften durchaus die Mehrheit ihrer Organisationen hinter sich vermuten.

Die Verwirrung war beträchtlich. War denn nicht Rudolf Augstein, der inzwischen legendäre Adenauer-Gegner und Strauß-Verhinderer, eine der prägenden Gestalten jener bundesrepublikanischen Entwicklung gewesen, die 1968 in der Studentenrevolte gipfelte? Galt er nicht den restaurativen Staatsparteien CDU und CSU als der destruktiv Linke schlechthin? Ein Umstürzler und Vaterlandsverräter, den Strauß und Adenauer 1962 hinter Gitter brachten?

So war es, und Augsteins Ruf als Linker war wohl begründet. Nicht nur gehörten für den letzten Nationalliberalen der Bismarck-Zeit, den Ralf Dahrendorf in dem SPIEGEL-Chef sah, soziale Reformen und bürgerliche Freiheiten neben der nationalen Einheit immer zu den Selbstverständlichkeiten. Für den journalistischen Profi Augstein galt überdies grundsätzlich, dass ein Journalist mindestens „zu 51 Prozent kritisch gegenüber jedermann“ sein sollte.

Affirmativen Journalismus hielt Augstein für einen Widerspruch in sich. Es konnte deshalb gar nicht ausbleiben, dass er und sein SPIEGEL, die mit diesem Verständnis ihr Gewerbe betrieben, im Adenauer-Staat sofort als antikonservativ und destruktiv links verschrien waren. Das „Schmutz-“ und „Schmierblatt“ aus Hamburg war dem Alten aus Rhöndorf von Anfang an ein Ärgernis, auch wenn Augstein schon sehr früh mit ihm redete. Da respektierte der SPIEGEL-Chef den späteren Kanzler noch.

Das änderte sich aber bald. Denn natürlich formte die konkrete politische und gesellschaftliche Situation im westdeutschen Teilstaat zu Beginn des Kalten Krieges den noch immer ziemlich jugendlichen Magazin-Chef auch persönlich.

Den Augstein des Anfangs schilderte Erich Kuby 1953 so: „Dieser mit einer rasiermesserscharfen Intelligenz ausgestattete junge Mensch,

von kleiner, aber vollkommen harmonischer Gestalt, ist erfüllt von Trauer und Pessimismus und hätte in geistig gesicherten Zeiten einen ganz anderen Weg eingeschlagen, verharrend in den Traditionen der großbürgerlichen rheinisch-katholischen Familie, aus der er stammt.“

Nun war er 30 Jahre alt, hatte einen verlorenen Weltkrieg hinter sich und schlug sich seit sieben Jahren an der Spitze seines Nachrichten-Magazins mit einer Regierung herum, von der ihm nach 1951 immer klarer wurde, „dass es hier nicht verbal, sondern in der Substanz um einen antidemokratischen, antiparlamentarischen Sonderstaat von katholischer Heuchelei ging, den zu bekämpfen der SPIEGEL, außen- wie innenpolitisch, jeden Grund hatte“.

Es ging eben nicht nur um verfassungsrechtliche Formalien und um Machtkontrolle im demokratischen Staat, sondern es hatte auch eine politisch inhaltliche Logik, dass die Unionspolitiker Adenauer und Strauß 1962 versuchten, Augstein als Landesverräter auszuschalten.

Die Folge war die legendäre SPIEGEL-Affäre – ein Wendepunkt in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte: Der Machtkampf zwischen einer politisch aufsässig gewordenen Öffentlichkeit und den Regierungsapparaten des CDU-Staates erreichte seinen Höhepunkt. „Für einen geschichtlichen Augenblick steht diese politische Öffentlichkeit durchaus auf dem Spiel“, schrieb der Sozialwissenschaftler Oskar Negt im Rückblick.

Das Ergebnis ist bekannt – Strauß musste zurücktreten, die Ära Adenauer neigte sich schneller als erwartet dem Ende zu, die Demokraten in der Bundesrepublik hatten eine prägende zivile Widerstandserfahrung gemacht.

Rudolf Augstein war ihr Idol. „Kritisch, frech, rebellisch gegen die Obrigkeit, ja antiautoritär und erdemokratisch, das genau war es, wonach die junge Seele lechzte“, erinnert sich Joschka Fischer, der als werdender Halbstarker den SPIEGEL las, wenn er sich für 70 Pfennig beim Dorffriseur eine HJ-Frisur verpassen ließ.

Eigentlich schien alles darauf hinzulaufen, dass Rudolf Augstein, nicht Rudi Dutschke, der deutsche Held der herausziehenden 68er-Revolution hätte werden müssen. Aber dazu war der SPIEGEL-Chef den Studenten dann doch schon zu etabliert und im Grunde zu konservativ.

Dass Rudolf Augstein keine andere Republik wollte und keine neue Eigentumsordnung, haben die Wortführer und theoretischen Köpfe der Studentenbewegung schnell gemerkt, auch im SPIEGEL. Augsteins eigensinniger Oppositionsgeist zielte immer auf den Missbrauch des Bestehenden, nicht auf das Bestehende selbst. Er galt weniger Strukturen als Personen.

Gewiss, als Intellektueller zählte sich Augstein zu jenen Menschen, die sich der Wirklichkeit mit einem vorentworfenen Bild näherten, „einem idealen Bild“, wie er einmal bekannte, ja, mit einer Utopie. Aber diese Haltung entsprang eher einer romantischen Sehnsucht nach einer geträumten Zeit, nicht revolutionären Umsturzvorstellungen. Mit Ideologien hatte sein politisches Denken so wenig zu tun wie mit anarchischen Antrieben.

Rudolf Augstein war wohl schon ein Konservativer, bevor es ihm selbst richtig klar war. Die Erfahrungen der Nazi-Zeit, die bürgerlichen Prägungen der Weimarer Herkunft, seine immer profunderen Kenntnisse der Geschichte und sein kühler aufklärerischer Verstand versorgten ihn mit einem verlässlichen Grundgefühl für die Wiederherstellung „des im Sinn der europäischen Tradition Richtigen“, hat der streitbare konservative Publizist Johannes Gross über seinen Kollegen Augstein zu dessen 70. Geburtstag geschrieben. Seiner Einschätzung ist schwer zu widersprechen: „Das Konservative in Rudolf Augstein ist die politische Substanz selber.“ Allerdings muss man wohl hinzufügen: das Linke, das progressiv Kritische in Rudolf Augstein auch.

Augstein hat solche Widersprüche in sich selbst nie geleugnet. So wie er bei allen großen Männern den Schattenseiten auf der Spur war, die Abgründe Bismarcks, Richard Wagners und des Franz Josef Strauß so kritisch registrierte wie die operettenhafte Seite eines Charles de Gaulle, so hielt er auch zu sich selbst eine zutiefst melancholische, nach außen selbstironisch gefärbte Distanz. Er kannte sich gut. Und er traute sich in jeder Hinsicht allerhand zu.

Frank Schirrmacher hat in seiner Laudatio anlässlich der Vergabe des Ludwig-Börne-Preises 2001 Rudolf Augstein eine Disposition zum Anti-Respekt, zur Anti-Bewunderung, zur Anti-Affirmation bescheinigt. „Einer wie er hat uns das Loben eigentlich ausgetrieben.“ Martin Walser nannte Augstein ein „Verehrungsverweigerungstalent“.

Das ist zwar richtig, würde Augstein wohl sagen, aber trotzdem Blödsinn. Denn natürlich war er immer fasziniert von großen Figuren, genialischen Lebensentwürfen und heroischen Haltungen; die Bewunderung für solche dramatischen Sujets rückte ihn selbst in die Nähe der vergangenen Kraftkerle, mit denen er sich maß. Nur gehörte für ihn zur Bewunderung immer gleich auch die Skepsis, zur Noblesse die Niedertracht, zum Mut die Dummheit, zum Erfolg das Scheitern. Dass Franz Josef Strauß und er einander in verbissener Hassliebe verbunden blieben, kam ja nicht von ungefähr.

Aus dieser inneren Spannung entstanden Augsteins kühne und überraschend vielschichtige Charakterisierungen von Personen, sein Gespür für verquere Motive, für die Gebrochenheit historischer Entwicklungen. Er trug die Widersprüche selbst in sich, ohne sie immer auszutragen. Moralischer Perfektionismus, gegen das Establishment gerichtete politische Überzeugungen und die Bemühung, Auflage zu machen – die drei Punkte also, die Henry Kissinger einstmals als Erklärungen für den „zuweilen schonungslosen Stil des SPIEGEL“ aufzählte –, entsprachen alle dem Naturell des Herausgebers.

Er konnte, bis zum Zerreißen gespannt, vibrieren unter der Anstrengung, scheinbar Unzuvereinbares zusammen zu denken. Er litt unter der Vergeblichkeit, aber ihn beflügelte der Versuch. Die Gefühle, die in seine Vernunftkonstrukte nicht passen wollten, befreite er am liebsten mit Gesang. Diesen Ausweg hat ihm Wagner gewiesen.

Seit mindestens vier Jahrzehnten, so Schirrmacher, habe Rudolf Augstein „den Diskurs der Republik bestimmt“. Das ist auch dann noch richtig, wenn man hinzufügt, dass ihn dieser Diskurs in den Jahren vor der Wiedervereinigung manchmal gelangweilt hat. Manches interessierte ihn nicht mehr, vieles überließ er dem SPIEGEL.

Entgangen ist ihm nichts, als er begann, sich das Leben eines Privatgelehrten zu leisten. Denn wenn ihm etwas wirklich wichtig war, meldete er sich, bisweilen mit sehr exponierten Beiträgen, immer noch zu Wort. „Ich kann mir das als alter Mann gerade noch leisten, ich wandle am Rande der Political Correctness.“

War er eine Macht? Rudolf Augstein wiegelte ein bisschen ab, wenn er das gefragt wurde, und stimmte ein bisschen zu, wie immer. „Ach, ich war keine Macht, ich war eine halbe Ohnmacht.“

In Wahrheit hatte er sich als Journalist nie nur als Warner verstanden, sondern immer auch als Täter: „Man will ja nicht nur Cassandra sein und das Unglück prophezeien.“

Jetzt überließ er die Macht, die seinem SPIEGEL nachgesagt wurde, den Redakteuren. Sie sollten durch aufklärendes Schreiben und richtiges Informieren Veränderung bewirken. In einem Fernsehinterview hatte er schon 1967 gesagt: „Wenn Einfluss auf die Geister Macht ist, dann hat der Journalist auch Macht. Man mag die Macht für begrenzt halten. Ich halte sie für ziemlich begrenzt. Aber zweifellos übt auch der Journalist Macht aus. Und das will er. Dagegen ist ja nichts zu sagen, so wenig, wie wenn ein Politiker die Macht für sich und für seine Sache erstrebt.“

Das war, sozusagen, seine journalistische Botschaft nach außen. Sie gilt. Seine Mahnung nach innen, an die eigenen Leute, hatte er noch früher formuliert, 1953 nämlich und ausgerechnet vor dem kapitalistischen Rhein-Ruhr-Klub in Düsseldorf. Auch sie ist aktueller denn je:

„Welche Hauptgefahr gibt es für den SPIEGEL? Nun, dass er das Wichtige zu Gunsten des Interessanten vernachlässigt. Dass er nicht die Wirklichkeit, sondern die Raritäten der Wirklichkeit spiegelt. Dies, offen gesprochen, ist die einzige wirkliche Gefahr, die ich für den SPIEGEL sehe.“

Rudolf Augstein, der gewiss nicht gering gedacht hat von seinen Fähigkeiten und seinen Leistungen, hätte nicht gewollt, dass ihm nach seinem Tode nur Gutes nachgesagt wird: Dass die Toten immer gut sind, hielt er „für das Dümme, was es gibt“.

Er wusste aber schon zu Lebzeiten, dass er ein gelungenes Stück deutscher Geschichte geworden war.

Kommentare, Gespräche, Vorträge